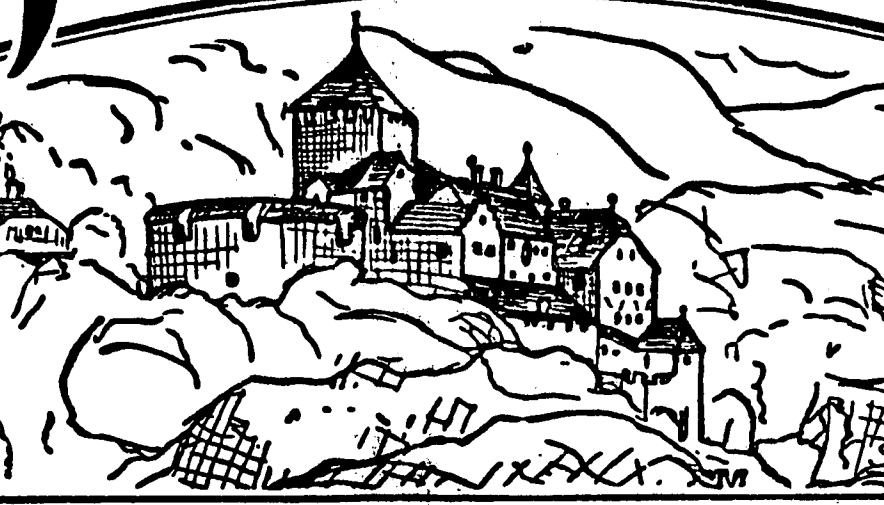


# Liechtensteiner Volksblatt

Bezugspreise: Inland und Schweiz jährlich Fr. 14.50, halbjährlich Fr. 7.30, vierteljährlich Fr. 3.70. Ausland halbjährlich Fr. 13.50, jährlich Fr. 27.—. Postamtlich bestellt halbjährlich Fr. 12.—, ganzjährlich Fr. 24.—. Bestellungen nehmen entgegen: Die nächstliegenden Postämter, die Verwaltung des Volksblattes in Vaduz, in der Schweiz auch die Buchdruckerei Au (Rhl.) Tel. Nr. (071) 73160. Verwaltung: Vaduz Tel. (075) 22143. Redaktion: Vaduz, Telefon Nr. 2 13 94. Postcheck Nr. IX/2988



Organ für amtliche Rundmachungen

Anzeigenpreise: Die 1 Spalt. Millimeterzeile Anzeigen Reklame  
Inland 7 Rp. 20 Rp.  
Angrenz. Rheintal (Sargans b. Sennwald) 9 Rp. 22 Rp.  
Uebrig Schweiz 10 Rp. 24 Rp.  
Ausland 12 Rp. 28 Rp.

Anzeigenannahme für das Inland:  
Verwaltung des Blattes in Vaduz, Telefon 2 21 43  
Für das Rheintal, Schweiz und übrige Ausland:  
Schweizer Annoncen A.-G.  
St. Gallen, Tel. 22 26 26; und übrige Zweiggeschäfte



## Probleme und Aufgaben der Gegenwart

(en) Jeder Generation stellt die Zeit neue Aufgaben und Probleme. Damit wird dieser auch die Pflicht überbunden, diese Aufgaben zu erkennen und die sich stellenden Probleme zu lösen. Ob sie rechtzeitig erkannt und richtig gelöst wurden, das bleibt später dem Werturteil der Geschichte vorbehalten. Sie wird denen, die nach uns kommen, beweisen, ob wir den Ruf der Zeit verstanden haben und ob wir mit Verantwortungsgefühl und Pflichtbewusstsein den richtigen Weg rechtzeitig gegangen sind.

Unter diesem Gesichtspunkt möchte ich an dieser Stelle eine Aufgabe besprechen und zur Diskussion stellen, die in der Gegenwart mehr Aufmerksamkeit erfordert, und zwar von uns allen.

Bekanntlich hat der wirtschaftliche Aufstieg, den unser Land in den letzten 25 Jahren, besonders aber seit Kriegsende, nahm, eine große Aenderung der wirtschaftlichen Struktur unserer Bevölkerung gebracht. Das Zeitalter der Technik und der Mechanisierung hat uns erfaßt wie viele andere Völkernationen und Staaten. Vielen unserer jungen Generation hat diese Entwicklung neue Existenzmöglichkeiten vermittelt und wir stehen vor der Tatsache, daß wir trotz starker Zunahme unserer Bevölkerung Mangel an genügend Arbeitskräften haben. Wir stehen durch den ganzen Entwicklungsgang vor Problemen, die nur im Zusammenwirken aller Kräfte gelöst werden können. Nur wenn unser Volk eine Einheit bildet, wird es uns gelingen, mit diesen Aufgaben fertig zu werden. Und gerade in diesem Punkt zeichnen sich gewisse Gefahren ab, die wir vielleicht viel zu wenig beachten. Wenn wir nämlich die gegenwärtigen Verhältnisse genauer unter die Lupe nehmen, so können wir feststellen, daß sich unser Volk im Laufe der letzten Jahre immer mehr in Interessengruppen vor allem wirtschaftlicher Natur, aufzuspalten begonnen hat. Wir können feststellen, daß nicht mehr der einzelne seine materiellen Interessen persönlich wahr, sondern daß auch bei uns der Einzelne immer weniger und das Kollektiv immer mehr in Erscheinung tritt. Viele sehen hierin eine Gefahr, andere wieder betrachten das Ganze als eine natürliche Folge unserer wirtschaftlichen Entwicklung. Allein die gegenteiligen Ansichten müssen uns zur Frage veranlassen, wer eigentlich recht hat. Die Argumente für und dagegen lauten in den Diskussionen so, daß z. B. jene, die in der sog. Verbandswirtschaft eine Gefahr witen,

behaupten, daß jede Organisation den einzelnen überhaupt weitgehend ausschalte und daß die Wahrung ihrer Interessen in den Händen von Verbandsfunktionären ruhe, die nur darauf bedacht seien, ohne Rücksicht auf andere das letzte herauszuholen. Zudem seien diese Spitzenpositionen in den Verbänden nur dazu da, um sie als Sprungbretter für die politische Laufbahn zu benützen. Sie befürchten, daß sich hieraus schlußendlich nicht wirtschaftliche, sondern politische Interessengruppen bilden, kurz gesagt, eine Regierung der Verbände. Viele sind wieder ganz anderer Meinung. Sie betrachten den Zusammenschluß der gemeinsamen Interessen als etwas Notwendiges und Logisches. Dienste und Hilfe dem Einzelnen gegenüber sei es und nichts anderes. Politik und Verbände seien und müßten etwas Grundverschiedenes bleiben.

Dieses Ja und Nein aus allen Kreisen ist Ueberlegungen und Ueberprüfungen wert. Sicher ist, daß beide Ansichten zum Teil richtig sind. — Real gesehen muß man feststellen, daß der Ausbau der Verbände und Organisationen immer fortschreitet und daß der Kreis der organisierten immer größer wird. Wer gerecht urteilt, wird auch feststellen, daß sich unsere Verbandsorganisationen bis heute im Großen und Ganzen nicht nur für den Einzelnen, sondern auch für Volk und Staat zum Vorteil ausgewirkt haben. Wenn wir uns fragen warum, so können wir kurz gefaßt etwa antworten: Weil die bestehenden Organisationen bis heute trotz der Wahrung ihrer eigenen Interessen den Blick für das Ganze nicht verloren haben und weil sie alle ihre Entscheidungen schlußendlich doch im Rahmen des Gesamtinteresses fällten. Sicher zeugt das vom großen Verantwortungsgefühl aller Verbände und ihrer Funktionäre. Aber trotz dieser durchaus positiven Feststellungen laufen wir auf Grund der gemachten Erfahrungen anderer Länder eine gewisse Gefahr. Was wird beispielsweise daraus, wenn sich nur ein Verband oder eine Organisation nicht mehr um die Gesamtinteressen kümmert, sondern nur noch um ihre eigenen? Zu dem wird es nicht kommen, werden viele sagen. Gewiß kommt so etwas nicht von heute auf morgen. Kommen wird es aber, wenn wir nicht die geeigneten Mittel dagegen aufwenden. Klar ausgesprochen, wenn wir aneinander vorbei leben und handeln, statt miteinander. Die Organisationen und Verbände haben nämlich den großen Nachteil, daß der einzelne den Funktio-

nären dieser Organisationen und Verbände alles überläßt und vielleicht im Jahre einmal an einer Generalversammlung hört, was diese für die Organisation geleistet haben. Schlußendlich führt das erfahrungsgemäß zu dem, daß jeder nur noch an dem Anteil nimmt, was ihn direkt berührt und es ihm sogar vollkommen gleichgültig ist, auf Kosten von wem seine Wünsche erfüllt werden konnten. Man braucht gar kein Prophet zu sein, ihm diese Entwicklung vorauszusagen, man muß nur die ähnlichen Begleiterscheinungen außer Landes beobachten. Eine unserer Hauptaufgaben in der Gegenwart ist bei allen die Einsicht zu wecken, daß, wie der Volksmund sagt, einer den andern braucht, um vorwärts zu kommen und um ein gemeinsames Ziel zu erreichen. Und dieses Ziel kann nichts anderes sein als die gegenwärtige Prosperität zu erhalten und dahin zu wirken, daß es keine Bevorteilte und keine Benachteiligte gibt. Wenn wir das erreichen wollen, dann kann man das nur, wenn das Verständnis zuerst vom Einzelnen zum Einzelnen und in der Folge zwischen den einzelnen Organisationen und Verbänden vorhanden ist. Davon hängt alles ab.

„Ma mueß reda metanand“, heißt ein alter Spruch, und er war sicher noch nie aktueller als jetzt. — Vielfach wundert man sich bei uns, wenn man aus dem weiteren „Ausland“ von schweren Störungen des wirtschaftlichen Lebens und von sozialen Spannungen hört. Wenn man näher hinsieht, erkennt man hierin aber die Auswirkungen eines jahrelangen Nebeneinander, die natürlichen Folgen egoistischer Ein-

stellungen von Interessengruppen. Wenn wir bedenken, daß unser kleines Land durch solche Auseinandersetzungen noch viel empfindlicher geschädigt würde als größere Wirtschaftskörper, dann haben wir die doppelte Pflicht, allem dem vorzubauen, was solche Schäden auslösen könnte.

Erfreulicherweise darf festgestellt werden, daß an maßgebenden Stellen diese Gefahren bereits erkannt wurden. Bereits sind da und dort schon erfolgreiche Bestrebungen unternommen worden, den gegenseitigen Kontakt nicht zu vernachlässigen und aus dem Miteinander nicht ein Nebeneinander werden zu lassen. So hat z. B. die liechtensteinische Industriekammer in einer sehr interessanten Vortragsreihe u. a. hervorragende Referenten über Themen referieren lassen, die nur der Hebung des gegenseitigen Verständnisses zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer gewidmet waren und die von beiden Seiten mit großem Interesse verfolgt wurden. Auch ein Vortragszyklus der Altherrenschaft der Akademikerverbindung „Rheinmark“ in Form von Diskussionsabenden mit den wichtigsten Wirtschafts- und Berufsverbänden darf in dieser Hinsicht besonders gewertet werden. Gerade aus den Diskussionen, die sich solchen Veranstaltungen anschließen, oder nachträglich geführt wurden, konnte man den Wert dieser Bestrebungen ermessen. Man kann nur hoffen, daß man überall die Notwendigkeit solcher Unternehmungen erkennt. Damit würde eine der Hauptaufgaben, die unsere Zeit an uns in materieller Hinsicht stellt, weitgehend erfüllt.

## Die Geschichte unseres Fürstenhauses

(Vortrag von Kabinettsdirektor Dr. Wilhelm, an der Volkshochschule Schaan vom 11. März 1956)

Dem Hofdienst hielt sich der Fürst meist fern. Nur ausnahmsweise hatte er 1699 das Präsidium über die Kommission übernommen, welche die Finanzbehörde des Kaisers reorganisieren sollte, und 1704 war er in Ansehung seiner wirtschaftspolitischen Erfolge Präsident der neugegründeten Wiener Girobank. Diese Bank war über seinen Vorschlag gegründet worden. Sie war von der Stadt Wien und den Ständen garantiert und erfreute sich bald eines solchen Ansehens, daß sie schon in den ersten Jahren des spanischen Erbfolgekrieges Millionen dazu vorstrecken konnte.

Die Baukunst aber war es vor allem, die das Interesse des Fürsten bewegte. Er folgte hier den Richtlinien, die sein Vater Karl Euseb in seinem Architekturwerk aufgestellt hatte, und

war es bei diesem nur bei der Theorie geblieben, so war es Johann Adam beschieden, mit Hilfe der reichen Mittel, die ihm zur Verfügung standen, durch seine Bauten das Staunen und die Bewunderung seiner Zeitgenossen zu erregen. Auch heute noch gehören seine in Wien erbauten Paläste zu den architektonischen Zierden der Stadt. Er umgab seine Schlösser mit weiten Parkanlagen und er legte ganze Stadtviertel als Mustersiedlungen an. Neun große Schlösser, ein Kloster, drei Kirchen sind das Fazit seiner unermüden Baufruchtbarkeit. Der bewußte Zug ins Großartige, der seine Bauten kennzeichnet, macht sich aber auch bei dem Ausbau der Gemäldesammlung geltend. Johann Adam unterhielt nicht nur in Wien, sondern auch in den andern Zentren des

## Was geschah mit Evelyn ?

Roman von Annemarie Graf  
Copyright by Cosmopress, Genf

7

„Natürlich,“ bestätigte Katharina tapfer, obwohl ihr ein Würgen in der Kehle saß. Wie hatte sie sich auf den heutigen Tag gefreut. — Immer und immer gab es in der letzten Zeit Hindernisse.

„Dann werde ich eben in der Stadt essen, aber du wirst vermutlich nicht den ganzen Tag bei Corti sein? Nach dem schwarzen Kaffee pflegt man doch zu gehen? Könnten wir uns dann nicht wieder hier treffen? Ich werde gleich nach dem Mittagessen heimkehren und auf deinen Anruf warten.“

„Ja, das wäre gut, Kleines.“ — Claude schien sichtlich erleichtert — „dies langweilige Mittagessen wird auch vorübergehen. — Dann haben wir doch noch unsern Sonntag für uns.“

Es gibt wenig Dinge, die einen Menschen so niederdrücken können, wie ein einsamer Sonntag in einer fremden Stadt. Katharina wußte kaum, was mit sich beginnen. Sie versuchte, sich in ein Buch zu vertiefen, aber es wollte ihr nicht gelingen. Immerfort wartete sie auf Claudes Anruf. Endlich, um drei Uhr, kam er.

„Es tut mir leid, ich kann mich nicht freimachen,“ hörte sie Claude eilig und förmlich spre-

chen, „wir sind mitten in einer wissenschaftlichen Diskussion, — unbestimmt, wie lange es gehen kann. Sie müssen entschuldigen. — Vielleicht ist es mir möglich, zum Bahnhof zu kommen.“

Katharina spürte, er wollte jede vertrauliche Anrede vermeiden.

Vermutlich ist diese Madeleine in der Nähe, dachte sie gequält.

„Ja, also dann kann man es nicht ändern,“ erwiderte sie mühsam, „ich reise um 9 Uhr.“

„Ich tue mein Möglichstes, um Sie noch zu sprechen,“ schloß Claude.

Katharina hielt den Hörer noch am Ohr, als wäre es noch eine kleine Verbindung zu Claude, als müßte Claude noch weiter sprechen, irgend ein liebes, zärtliches Wort. — Dann aber seufzte sie auf und legte das kleine schwarze Ding auf die Gabel. Am liebsten wäre sie sofort nach Le Soleil zurückgefahren, in einer Stunde ging ein Zug. — Aber wenn Claude vielleicht doch an die Bahn kommen würde, so konnte sie ihn dann nicht mehr sehen. So blieb ihr nichts übrig, als zu warten. Sie überlegte. Irgend etwas mußte sie beginnen, um dieser freudlosen Stimmung in sich zu entgehen.

Auf einmal überkam sie das Verlangen, wenigstens in seiner Nähe zu sein, mit einer kindlichen Gewalt. Die Villa von Professor Corti lag draußen ganz am Ende von Champel; ei-

gentlich konnte sie ein Stück hinausfahren mit dem Tram und dann dort spazieren gehen. Es war schön, der Stadt zu entfliehen und langsam in die baumumstandenen Straßen des Vororts getragen zu werden. Langsam wanderte Katharina, an ihrem Fahrziel angelangt, durch die schattigen Wege. Die Villa Professor Cortis lag ganz am Ende der Avenue, ein parkartiger Garten umgab sie. Langsam ging Katharina an dem Gitter entlang, sehnsüchtige Blicke hinaufwerfend zu den Fenstern. Plötzlich aber lauschte sie — aus dem Hintergrund des Gartens kamen Stimmen — das war doch Claude — er rief irgend etwas. Katharina sah durch die Grünhecke einen tadellos gehaltenen Tennisplatz und diesseits wie jenseits des Netzes eine hellgekleidete Gestalt: die eine war Madeleine Corti, die andere Claude. Sonst weit und breit niemand mehr zu erspähen.

Katharina fühlte eine eigentliche Schwere in den Gliedern. Sie sah Claudes erhitztes, lachendes Gesicht, hörte seine Stimme:

„Spiel . . . Mademoiselle Madeleine — ich hab gewonnen,“ — und Madeleines Antwort: „Es war auch verrückt von mir, eine ganze Stunde hintereinander bei der Hitze . . . aber warten Sie nur, morgen abend spielen wir weiter — Sie werden mir Revanche geben.“

Ein bitterer Zorn brannte in Katharina. — Das also war die wissenschaftliche Diskussion,

von der Claude sich nicht freimachen konnte. Aber sie war nicht der Mensch, den man mit Lügen abspieße. Sie wollte Klarheit, sie wollte keine Halbheiten, in keiner Beziehung, am allerwenigsten in der Liebe.

Claude kam, gewaschen und abgekühlt, aus dem Gästebadezimmer der Villa. Madeleine wartete bereits im Salon auf ihn. Sie hatte sich englischer Sitte gemäß, wie sie es von ihrer verstorbenen Mutter her gewöhnt war, zum Abendessen umgekleidet. Hatte sie vorhin in dem kurzen, weißen Tennisrock einem halb-wüchsigsten Mädchen geglichen, so war sie jetzt vollkommen Dame in dem leuchtendgrünen Spitzenkleide, über dem das helle Haar golden leuchtete.

„Herr Dr. Borel wird am Telephon gewünscht,“ meldete der Diener.

„Liebe Zeit“, sagte Claude mit einem humoristischen Seufzer zu Madeleine. „Sie werden sehen, die Klinik ruft an, und ich werde vor dem Souper fortgescheucht . . .“

„Stellen Sie hierher durch,“ befahl Madeleine, dann, zu Claude gewendet, meinte sie: „Sagen Sie einfach, Sie wären dienstlich bei Ihrem Chef; schließlich gibt es doch noch andere Ärzte drüben in der Klinik, — also bis nachher.“

Claude nahm den Hörer ab. Als Madeleine gerade die Türe schließen wollte, hörte sie Claude fragen: „Was du? Ja wieso . . .“ In